

Vebikus 23.10.2020

Einführungsworte

Vier Künstlerinnen – vier sehr verschiedene Ausdrucksformen

- Kooni: spontane Handzeichnung, eine Art Wandzeitung direkt auf der Wand
- Joëlle Flumet: digital hergestellte Grafik zwischen Bild und Objekt
- Rebekka Gnädinger: Malerei und textiles Handwerk
- Sabina Gnädinger: technische Installation, Ingenieurs-Arbeit

die Gesten reichen von sparsam-unterkühlt bis ausschweifend üppig

alles zusammen eine verschwenderische Fülle an Ideen und Möglichkeiten

So unterschiedlich die Arbeiten sich darbieten, so anregend ist das Nebeneinander, das beim näher Hinsehen zum Miteinander wird, zu Stimmen, die sich über ihre Erfahrungen austauschen. Es tauchen gemeinsame Stichworte auf, die aus verschiedenen Perspektiven behandelt werden und sich gegenseitig quasi "beleuchten".

zentraler Begriff: unterwegs sein, sei es als einzeln Reisende oder in der grossen Zahl der Geflüchteten, als Zugvogel oder als Ware im Strom der Konsumgüter und der Abfälle.

Nordraum

Sabina Gnädinger, Walking Wall

SG ist bekannt für kinetische Skulpturen, für technische Spielereien im öffentlichen Raum und mit dem Publikum.

In grosser Gebärde und in maximaler, geradezu poetischer Verdichtung setzt sie hier das Unterwegssein ins Werk. Scheinbar dauerhaft installiert und zur industriellen Vergangenheit der Kammgarnspinnerei gehörig, schiebt sich die massive Wand gemächlich durch den Raum, zwingt uns zur Aufmerksamkeit, sobald wir es bemerkt haben. Angetrieben von zwei Motoren, geführt an Fahrradketten, gesteuert von der Steuereinheit in der Rakubox, ist da alles offensichtlich, kein Geheimnis, nirgends. Am Ende des Wegs eine flotte Kehrtwendung, auch auf der Rückseite der Wand keine Überraschung, und zurück gehts, hin und her.

Und doch passiert sehr viel, mit dem Raum und mit uns: das mittlere Grau (die perfekte Hintergrundfarbe übrigens für Gemälde aller Arten und Epochen) nimmt die Farben der Umgebung, hier der Arbeiten von Rebekka Gnädinger, auf, reflektiert sie mit seinem matten Glanz und steigert ihre Leuchtkraft. Auf diese Weise treten die Präsentationen der beiden Schwestern in Dialog, ohne ihre Eigenständigkeit preiszugeben. Die wandernde Wand moduliert langsam aber stetig die Raumdimensionen, versetzt unser Blickfeld in Bewegung und gibt wechselnde Ansichten frei. Und sie fordert auch unsere Geduld, macht Zeit sichtbar. Wir sind buchstäblich und im übertragenen Sinn angehalten, unseren Standort laufend zu überprüfen, die Perspektive auf unsere Umgebung zu wechseln.

Rebekka Gnädinger

hat mehrfach bewiesen, dass sie unterschiedliche gestalterische Mittel beherrscht, kombiniert und in ihren Möglichkeiten auslotet: man kennt von ihr Papercuts und Hinterglasmalerei, Malerei auf Leinwand (Leipzig, wo sie 10 Jahre lang lebte, und die Neue Leipziger Schule waren dafür prägend), und jetzt ist Textilfärben hinzugekommen.

Die gezeigte Raumgestaltung reflektiert Gnädingers Aufenthalte im Senegal seit 2016, genauer in St-Louis, der Stadt an der westafrikanischen Atlantikküste, mit einer pulsierenden urbanen Kulturszene und einer langen Tradition.

Im 17. Jh. als erste französische Stadt auf dem afrikanischen Kontinent gegründet, wurde St-Louis rasch Drehscheibe im transatlantischen Dreieckshandel zwischen den westafrikanischen Königreichen und Europa mit seinen Plantagen in der Karibik und den Amerikas. (Zur Erinnerung: Afrika verkaufte Gold und Elfenbein an die europäischen Höfe, aber auch schwarze Sklaven in riesiger Zahl aus dem Inneren des Kontinents als Arbeitskräfte auf die Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollpflanzungen in Amerika; von da segelten die Schiffe voller Rohstoffe zur Verarbeitung nach Europa, und mit dem nächsten Südwind exportierte Europa Stoffe, Glaswaren, Eisen, auch in Form von Waffen, an die afrikanischen Handelspartner.)

Gnädinger ging nach St-Louis als Suchende und Lernende. Sie erarbeitete sich mit Anleitung lokaler LehrmeisterInnen die Grundlagen des Färbens mit der Abbinde- und Schablonentechnik, die in Perfektion zu den grossen Leistungen westafrikanischer Textilkunst gehört.

Der hochwertige Baumwolldamast wird übrigens in Deutschland und Österreich hergestellt. Ohne die seit den letzten Jahrzehnten steigende Nachfrage aus Afrika für den gehobenen Bedarf hätten die hiesigen Fabriken längst zumachen müssen. (Sie können das googeln, Suchwort "Afrika-Damast". Ähnliches gilt oder galt auch für das Glarner Textilgewerbe; wir sind auch Teil dieser Geschichte.)

Die farbigen Muster entstehen durch partielles mehrfaches Einfärben der Stoffbahnen, die vorher aufs raffinierteste zu kleinen Päckchen vernäht, gefaltet und gepresst werden. Beim Auspacken werden dann die grosszügigen Parkettmuster sichtbar. Die in der Fläche geometrisch-repetitiven Motive entfalten noch einmal anders Wirkung als Körperumhüllung in Bewegung, wenn sich die Musterelemente verschieben und überschneiden.

In den Gemälden, ähnlich farbtrunken wie die Stoffe, verarbeitet Gnädinger Magie, Mythen und kulturelle Traditionen, denen sie im Senegal begegnete:

- die Wassergöttin Mame Coumba Bang, die die am und im Wasser gelegene Stadt St-Louis beschützt, und die mit weissen Giessopfern (z.B. Milch) verehrt wird
- die Kora, das Saiteninstrument aus einer Kalebasse, steht für die Bedeutung des musikalischen Erbes im modernen Westafrika, das seinen beachteten Platz in der Weltmusik gefunden hat
- der "Baum der Reisenden", eine Palmenart, die Schatten, Früchte und Wasser in ihren Blattspreiten bereithält. Diese treten saftig-fleischig aus dem sattfarbigen Dunkel des Bildes hervor. Es ist eine betörende Farbe, tiefes Braun mit einem violetten Schimmer, in die der Reisende mit seinem Rucksäckli eingebettet ist.
- und die "Konferenz der Vögel", basierend auf einer altpersischen mystischen Dichtung des 12. Jhd., die ihren Weg zusammen mit dem Islam schon früh nach Afrika genommen hat. Die Vögel erfüllen den sonnendurchglühten Bildraum, wie sie die Tropenluft mit ihrem Zwitschern, Pfeifen und Rufe erfüllen, präsenter als bei uns, die Zugvögel unter ihnen in beiden Welten beheimatet.
- Die Piroge, das traditionelle Boot für die Küstenfischerei, ursprüngliche Lebensgrundlage der Gegend. Hier ist das Boot als "Kompass" bezeichnet, als Mittel zur Flucht über das Meer, die (zu) vielen als einziger Ausweg aus Armut und Perspektivlosigkeit erscheint

Es sind einnehmende Bilder und Stoffe, voll Fülle und Rausch, Schönheit, Sinnlichkeit und Körperlust. Sie wollen aber nicht mit Afrika-Klischees unsere Orient-Sehnsucht bedienen.

Malerische Souveränität einerseits, das respektvolle, engagierte Lernen eines schwierigen Handwerks andererseits entkräften den Verdacht der Verharmlosung.

Die Walking Wall von Sabina Gnädiger im gleichen Raum mag uns Betrachter auch in dieser Hinsicht zum (selbst-)kritischen Innehalten auffordern.

Südraum

Joëlle Flumet

aus Genf, seit einigen Jahren in Zürich tätig,

konstruiert mit vektorbasierter Grafiksoftware und sparsamster Farbigkeit Bildwelten, die total künstlich wirken, skalierbar, modular erweiterbar, reproduzierbar. Diese formal sparsame Grafik ist wahrscheinlich auch datentechnisch effizient, braucht zwar einiges an Rechnerleistung, aber wenig Speicherplatz.

Zur kühlen, sparsamen Ästhetik der Zeichnungen trägt ihre Wiedergabe als Blachendruck inklusive Spannseile das Ihre bei.

Das ist die zeitgemässe Präsentationsform für zeitlich befristete Mitteilungen im öffentlichen Raum: von der Werbung fürs Open Air über die Annoncierung freier Büroflächen bis zu Abstimmungsparolen an den Balkonen.

Opulent wirkt daneben die hyperrealistische Wiedergabe von Kaffeekapseln oder hölzernen Schaukelpferdchen, präsentiert auf Plakatsäulen. Doch ihre plastische Wirkung wird konkurrenziert und eigentlich aufgehoben durch den real im Raum gewölbten Zylindermantel, der die Bildfläche krümmt. In der Verdoppelung von Waren- und Präsentationsästhetik überholt die räumliche Realität die Illusion.

Blachen und Plakatsäulen signalisieren eine ephemere, vergängliche Kunstform. Flumet zeigt uns Verwertungszusammenhänge, denen sich auch Kunstwerke nicht entziehen können. Rezyklieren ist das Zauberwort der Epoche und Rechtfertigung für so mancherlei innovative Geschäftsidee. Augenzwinkernd (und mit allem Respekt gesagt) könnte auch Flumets Werken ein Weiterleben als Blachentasche beschieden sein.

Das gilt auch für die flüchtige Hochglanzwelt der Messestände. Flumet bewirbt damit keine Waren, sondern präsentiert sie als Objekte in ihrem eigenem Recht. Auch sie können nach Gebrauch rezykliert werden, ebenso wie der goldfarbene, aber leere display-Halter oder die zerquetschten Petflaschen, die am Boden zurückbleiben, und die das Objekt Messestand als "Bild" konstituieren.

Trotz dieser Künstlichkeit, dem expliziten Warencharakter von Flumets Arbeiten erkennen wir uns in den Situationen, können wir uns mit den Szenen identifizieren. In anonymen, anmassenden Architekturen erscheinen die Gegenstände und Figuren als Versatzstücke, die umplaziert und ausgetauscht werden könnten. Sie erzählen kleine, bisweilen skurrile Geschichten, obwohl sie als gänzlich von Algorithmen generiertes und gesteuertes Leben erkennbar sind. Ihre Einsamkeit, Gesichtslosigkeit beunruhigt uns:

Da ist der **Velokurier** mit seinem Blachenrucksack (rezykliert?), dem wir über die Schulter aufs handy schauen können. Aber jemanden, der die Lieferung freudig erwartet, suchen wir in der sterilen Hofarchitektur mit den schwarzen Fenstern vergeblich.

Oder der **Abfalleinsammler** des Recyclingdienstes Mr. Green (der immerhin Nischenarbeitsplätze, sogenannte NAPs, schafft). Wir sehen ihn nur noch von hinten, er hat seine Schuldigkeit im Rahmen unseres Abonnements bereits getan.

Ferner die, die in einem weitgehend unregulierten Arbeitsmarkt **gar nicht sichtbar** sind: die nachts die herrenlos wie streunende Hunde herumliegenden Elektrotrottinets rund um die Bahnhöfe und Touristenmeilen der Grossstädte einsammeln.

Nicht einsam, sondern als Gruppe unterwegs sind die drei **Ploggerinnen**, vielleicht an einer schicken Waterfront (so einladend wie unsere neue Rheinufergestaltung), Nachkommen der drei Grazien der Antike, im Jogging-Outfit, mit Normalfiguren, die mittlerweile unter dem Titel Body awareness auch zum Lifestyle-Label mutiert sind. Ausgerüstet sind sie mit Plastiksack und Gummihandschuhen. Plogging (ein Kofferwort aus Joggen und plocken, schwedisch für Abfall aufsammeln), Plogging also heisst Optimierung, das Nützliche mit dem Nützlichen verbinden, schlank werden und sich gut fühlen dabei. Früher, nach dem Schulausflug ins Schwimmbad, haben wir das "Fötzele" genannt, wir haben ohne grosse Begeisterung unseren eigenen Dreck eingesammelt und uns nichts eingebildet darauf.

Flumets Kunstwelten zeigen einen durchorganisierten öffentlichen Raum ohne Öffentlichkeit. Darin können wir ordern was wir wünschen, uns bewegen wie wir wollen, entsorgen, was wir nicht mehr wollen und an andere delegieren, was keinen Spass oder Vorteil verspricht. Flumets Titel fragt: "Und, haben sie sich entschuldigt?" Wer, bei wem und wofür? Vielleicht dafür, dass andere unseren Kaugummi vom Asphalt kratzen?

Eingangsbereich, Treppenaufgang

Kooni

ist die Illustratorin mit dem flinken Stift, in Schaffhausen bestens bekannt, in Hamburg zuhause, und nie um eine lustige Idee verlegen.

Aber jetzt hat es ihr die Sprache verschlagen, den Spass gründlich verdorben. Der Wegweiser mit den grossen Tagesthemen (unten beim Eingang) steht lichterloh in Flammen. So wie das Lager Moria auf Lesbos, der Hafen von Beirut, Waldbrände und Wahlkämpfe, die lodernden Infektionskurven und was nicht sonst noch alles.

Wo lang? Wo lang? Lach doch mal.

Er isst, er schläft, es fehlt ihm nichts, aber er ist nicht glücklich.

Frei. Nicht frei. Doch frei, aber trotzdem nicht frei.

Und dann die vielen vielen Menschen. Drahtverhaue. Alle in eine Richtung unterwegs, weg, nur weg. Petflasche geschultert für die Tagesration Trinkwasser. Wolldecke vom Hilfswerk unter den Arm geklemmt, über das Kind oder die Alte gelegt. Das Handy als einzige Verbindung zu Heimat und Zukunft. Ratings aus dem Internet für die prekäre location, wie für ein schickes Szenelokal. Man kann die dort genannten Namen aufrufen, manchmal findet man einen, der vorher in Syrien, dann in Moria gepostet hat, mit Glück wieder in Paris. Viele aber nicht.

Unten an der Treppe ist ein Graffiti mit einem tropischen Tier auf einem Zebrastreifen, Symbol für urban wilderness, fürs Fremdsein, Verlorensein in unfreundlicher Umgebung. Und eine Inschrift, die Kooni, Chronistin unseres haarsträubenden Alltags, in einer provisorischen Flüchtlingsunterkunft in Hamburg nach der Räumung fand: wohl in der erst kürzlich gelernten Sprache steht da, ganz unten: Bitte ich will heim o Gott.

Koonis ungefiltertes Ausdrucksmittel ist die spontane Handzeichnung, die Skizze wie aus feinem Draht gezogen, flott und ausdrucksstark, eilig und liebevoll. Hier auf die Wand vergrössert sind die Zeichnungen selber ein flüchtiges Werk (kein Kalauer!), es wird übermalt werden. Was aber muss sich bewegen, damit es auch inhaltlich überholt wird von einer anderen, besseren Wirklichkeit?

Wir sind unterwegs. Vielleicht eine Hoffnung, aber ob das schon reicht?